

Nachher : Alltag eines Ausgebildeten

Autor(en): **Voyame, Ernest**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **70 (1983)**

Heft 3: **Architekturausbildung = Formation architecturale = Training of architects**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-53443>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nachher

Zwei Architekten, die ihre Ausbildung an der Zürcher Hochschule absolviert haben, kommen im Folgenden zu Wort. Ernest Voyame arbeitet in einem Grossbüro, nachdem er in der Schule für heutige Verhältnisse eher atypische Erfahrungen gesammelt hat; der Filmregisseur Sebastian Schröder hat seinen erlernten Beruf nie ausgeübt.

Deux architectes ayant reçu leur formation à l'école supérieure de Zurich s'expriment dans l'article qui suit. Après avoir acquis à l'école une expérience plutôt atypique pour les conditions actuelles, Ernest Voyame travaille dans un grand bureau; le metteur en scène de cinéma Sebastian Schröder n'a jamais exercé la profession qu'il a étudiée.

Two architects who received their professional training in Zurich here present their experiences. Ernest Voyame works in a large architecture office, after having undergone during his training what can be considered under present-day conditions rather atypical experiences. The motion-picture director Sebastian Schröder has never practised the profession for which he was trained.

Alltag eines Ausgebildeten

Als ich im Herbst 1970 ans Poly kam, herrschte an der Architekturabteilung optimistische Um- und Aufbruchstimmung: Eine zunehmend lebensfeindlicher erlebte Umwelt führte zu einer kritischen Haltung gegenüber allem Gebauten, vor allem aber auch gegenüber dem Berufs- und Rollenverständnis, das der Architektenausbildung zugrunde lag. Vor dem Hintergrund zersiedelter Landschaften und der in Mitscherlichs Buch diagnostizierten «Unwirtlichkeit unserer Städte» wurden von Teilen der Lehrenden und Lernenden fast sämtliche Bedingungen architektonischen Schaffens in Frage gestellt und ein Berufsbild entworfen, das den gesellschaftspolitischen Auftrag des Architekten an die erste Stelle setzte.

Es wurden – als befristete Versuche – alternative Entwurfskurse eingerichtet, wo in selbstbestimmten, projektorientierten Studien eine kritische Auseinandersetzung mit den sozialökonomischen Hintergründen der «verbauten Umwelt» betrieben wurde. Auch im 1. Jahreskurs wurde parallel zum normalen Entwurfsgrundkurs ein Experimentierkurs unter Leitung des Soziologen Hermann Zinn geschaffen, der den Studenten ein möglichst breites Problembewusstsein vermitteln sollte.

Prädisponiert durch einige Semester Philosophie, Kunst- und Theatergeschichte im durch die Mai-Unruhen aufgewühlten Paris, entschied ich mich selbstverständlich für das alternative Unterrichtsexperiment im «Kurs Zinn».

Im Rahmen des Jahresthemas «Sozialisationsprozesse» beschäftigten wir

uns in Gruppen mit verschiedenen Sozialisationseinrichtungen. Weil das politisch-gesellschaftliche Interesse an solchen Einrichtungen deren baulich-räumliche Ausprägung dominierte, verschob sich das Berufsbild des Architekten hin zum Problemlöser und letztlich zum Gesellschaftsveränderer. Etwas frustriert stellte ich damals in Abwandlung eines Bonmots fest: «Architekt ist, wer trotzdem baut.»

So war es nur logisch, dass ich mich auch im 2. Jahreskurs anstelle einer zeichnerischen Auseinandersetzung mit Entwurfsaufgaben grundsätzlicheren Problemen und Fragestellungen zuwandte: Die im 1. Jahreskurs erfahrene Verflechtung der Architektur mit ökonomischen, politischen, ideologischen und sozialen Interessen komplizierte die an sich schon komplexen Zusammenhänge, in die Planen und Bauen gestellt ist. Um all diesen Zusammenhängen gerecht zu werden, müssen die Kenntnisse unterschiedlichster Wissensgebiete zusammengetragen und im Bauganzen zu einer Einheit gebracht werden. Dies schien mir unvereinbar mit einer subjektivistischen Vorgehensweise, der ja durch Entscheidungen aus dem hohlen Bauch wesentlich irrationale Momente anhaften. Daher verstärkte sich bei mir die Forderung, Planungsprozesse und Entwurfshandlungen auf eine objektive und rationale Basis zu stellen und sie intersubjektiv nachvollziehbar, das heisst einer rationalen Diskussion zugänglich zu machen. So beschäftigte ich mich in der einen Semesterarbeit mit Entwurfsmethoden, wie sie damals vorab in den Stuttgarter Arbeitsberichten zur Planungsmethodik verbreitet wurden.

Angeregt durch ein Seminar von Bruno Reichlin, thematisierte ich in der anderen Semesterarbeit die Architektursemiotik, das heisst die Bedeutungszusammenhänge der als Zeichensystem verstandenen Architektur.

In den beiden letzten Jahreskursen wählte ich anstelle des Entwurfs die Fachrichtung Planung, so dass ich während der ganzen Ausbildungszeit nur gerade am Rande mit eigentlichen Entwurfsaufgaben – nach der heute wieder vorherrschenden Berufsauffassung immerhin das wichtigste Fach – in Berührung kam.

Wahrscheinlich waren die nur in bescheidensten Ansätzen vorhandenen Entwurfsaufgaben der Hauptgrund dafür, dass ich mit einem Grossteil des übrigen Lehrangebotes nicht eben viel anfangen wusste. Vorab für die mehr baubezogenen technischen Nebenfächer fehlte mir die Motivation, die ja eigentlich nur den im Entwurfsunterricht bearbeiteten Problemen entspringen konnte, sofern man nicht schon durch praktische Arbeit zu entsprechenden Problem- und Fragestellungen kam.

Weil ich die Überfülle der vermittelten Fachkenntnisse nicht mit konkreter Entwurfsarbeit verbinden konnte, war es für mich entsprechend schwieriger, das spezielle Fachwissen in ein logisch geordnetes, sinnvolles Ganzes einzubinden. Dies erscheint mir aber ganz entscheidend, denn Einzelinformationen kommen im allgemeinen erst dann zum Tragen, wenn sie in ein übersichtlich strukturiertes Ganzes eingebettet und mit bereits vorhandenen Informationen verbunden werden.

Mit den Diplomvorbereitungsstu-

dien versuchte ich diesen Mangel zu beheben und der Architektur wenigstens ansatzweise eine geistige Ordnung und Einheit zu geben. Denn die verschiedenen Wissensgebiete, die sich um Fragen der Architektur bemühen, führten durch ihre je verschiedenen Gesichtspunkte, Unterrichtsziele, Arbeitsmethoden und Terminologien zusammen mit der Abwesenheit einer übergeordneten Theorie, welche das Fachwissen relativieren und in einen Gesamtzusammenhang stellen würde, zu einer eklektizistischen Situation zumal auf argumentativer Ebene.

So waren denn die Probleme und offenen Fragen am Schluss des Studiums zahlreicher denn je, und das begriffliche Register meines Bewusstseins war durcheinander wie nie zuvor.

Lichtblicke in diesen trüben, undurchsichtigen Brei architektonischen Fachwissens setzten nur gerade die mehr geisteswissenschaftlich orientierten Fächer, zu denen ich mich denn auch wirklich hingezogen fühlte. Vor allem die Vorlesungen, Übungen und Seminarwochen von Professor Paul Hofer stiessen auf echte Resonanz, eigentlich Voraussetzung für jede erfolgreiche Wissenseignung. Ich muss zwar eingestehen, dass ich die Vorlesungen am späten Nachmittag nicht selten in einem angenehmen Schwebezustand zwischen Wachsein und Schlaf erlebte. Trotzdem: ich schreibe es zu einem nicht geringen Teil seiner Persönlichkeit und seinen Lehrveranstaltungen zu, dass ich mich in Basel nochmals immatrikulierte und neben der Berufstätigkeit klassische Archäologie, Kunstgeschichte und Philosophie studierte.

Berufspraxis

Das Bewusstsein, ohne hinlängliche Kenntnis aller Elemente, die in der Architektur zusammenwirken und die sich über eine Unzahl von Fachdisziplinen ausbreiten, in die Praxis entlassen zu werden, war nicht eben komfortabel.

1976 begann sich die von der Rezession arg gebeutelte Bauwirtschaft erst zaghaft zu erholen; freie Stellen waren daher noch äusserst dünn gesät. Trotzdem hatte ich Glück und konnte in einem Grossbüro in ein Projekt einsteigen, das einem Wettbewerbserfolg zu verdanken

war und das nun realisiert werden sollte. Es mag erstaunen, dass ich mit einem vom «Kurs Zinn» geprägten Berufsverständnis, das ich im Prinzip, nicht jedoch in seiner Ausschliesslichkeit immer noch als richtig erachtete, ausgerechnet in ein Unternehmen eintrat, das für uns damals als blosser Handlungsgehilfe im Dienste der falschen Bedürfnisse galt, als Erfüllungsgehilfe einer Bauproduktion, die zunehmend der Kapitalverwertung zu dienen hatte. Die Hoffnung, sozial engagiert und nicht entfremdet arbeiten zu können, verband sich – ob zu Recht oder nicht, bleibe dahingestellt – vor allem mit kleineren Architekturbüros. Aber ich hatte damals, wie gesagt, keine grosse Wahlmöglichkeit. Zudem schien mir gerade ein grosses Büro mit seinen vielfältigen, meist recht anspruchsvollen Bauaufgaben ein weites Lerngebiet zu eröffnen. Denn darauf kam es mir im wesentlichen an: möglichst viel zu lernen, um die praktischen und theoretischen Lücken, die das Poly hinterliess, zu schliessen.

Mein erster, spontaner Eindruck vom Grossbüro war recht zwiespältig. Einerseits faszinierte mich der durchorganisierte Betrieb, wo alles seine Ordnung hatte und wie ein Uhrwerk funktionierte. (Da muss ja fast zwangsläufig auch die Architektur ordentlich sein.) Andererseits schreckte mich aber die zum Teil freudlose Ernsthaftigkeit, mit der hier manche ihre Arbeit verrichteten. Doch nun zu meinen konkreten Erfahrungen durch die Berufstätigkeit im Grossbüro.

1. Erfahrung

Architektur ist, ähnlich wie auch die Politik, eine Kunst des Machbaren. Mal unterliegt man dabei mehr Einschränkungen, ein andermal hat man relativ freie Hand und kann weitgehend dem subjektiven Empfinden einer besonderen Verantwortung für das Arbeitsergebnis gemäss handeln.

Ein Anpassungszwang besteht jedoch bei Lohnabhängigkeit immer, dies ganz unabhängig von der Bürogrösse. Wahrscheinlich bietet das Grossbüro sogar mehr Möglichkeiten, einem Anpassungszwang auszuweichen. Aber auch beim selbständigen Architekten erzeugt die Honorarabhängigkeit einen Anpassungszwang, denn die Architektentätigkeit unterliegt, bei begrenzter Nachfrage, den Gesetzen des Angebotsmarktes.

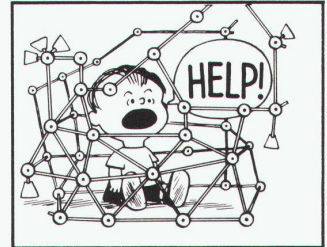
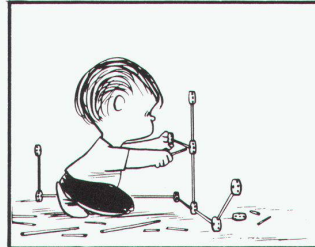
Im Grunde hege ich noch immer die subjektive Erwartung, als Architekt zur Verbesserung dessen beitragen zu können, was Lebensqualität genannt wird. Weil ich aber gezwungenermassen stärker an die Vorstellungen meiner Vorgesetzten und/oder des Bauherrn gebunden bin als an mein soziales Engagement, können Widersprüche entstehen, die zum Teil nur schwer zu verkraften sind. Jedenfalls ist die Arbeit nicht so unabhängig, dass ein wesentlicher Einfluss auf ihren Inhalt möglich wäre. Bauaufgaben sind eben nicht beliebig interpretierbar.

2. Erfahrung

Gebäude werden sowohl unter sich verschärfendem ökonomischem Druck realisiert als auch geplant. Die zunehmende Ökonomisierung äussert sich im Grossbüro in Spezialisierung, in Rationalisierung und Technisierung, das heisst im Einsatz von arbeitskraftsparenden Arbeitsmitteln und in innerbetrieblicher Arbeitsteilung. Es gilt, den ökonomischen Nutzen bei einer Minimierung des Aufwands zu maximieren.

Der rasche technologische Wandel verändert die Leistungsanforderungen an das Bauwerk und stellt Planen und Bauen in zunehmend komplexere Zusammenhänge, denen ein einzelner kaum noch gerecht wird. Dadurch und auch durch die Kompliziertheit nutzungsspezifischer Anforderungen entwickelte sich eine weitgehende Spezialisierung in verschiedene Objektbereiche einerseits (Spitalbau, Industriebau, Verwaltungsbau etc.) und in unterschiedliche Tätigkeitsfelder andererseits (Organisationsplanung, Beratungen im Bank- und Gesundheitswesen etc.), die je von gesonderten Abteilungen abgedeckt werden. Die Spezialisierung im Grossbüro bietet dem einzelnen die Möglichkeit, sich seinen speziellen Fähigkeiten und Neigungen gemäss zu entfalten, vorausgesetzt natürlich, dass er auch entsprechend eingesetzt wird.

Über die Technisierung (EDV, Bildschirmarbeitsplätze, computerunterstütztes Entwerfen) kann ich nichts sa-



gen, weil ich diesen Bereich bislang beharrlich ignorierte. Ich lasse mich dabei vom Vorurteil leiten, dass sie weder zur Humanisierung der Arbeitssituation noch zur Humanisierung von Architektur und Umwelt etwas beizutragen vermag.

Die Arbeitsteilung manifestiert sich darin, soweit sie nicht schon durch die Spezialisierung gegeben ist, dass das ganze Spektrum an Architektentätigkeiten, die im Einmannbüro zwangsläufig von einer Person abgedeckt werden, im Grossbüro auf sehr viele Personen verteilt ist: Zunächst besteht eine deutliche Trennung zwischen Entwurf und Ausführung. In der Entwurfsabteilung entstehen in der Regel Wettbewerbsprojekte, Vorprojekte, seltener auch Bauprojekte, die dann von den Ausführungsabteilungen übernommen werden. In diesen herrscht wiederum eine grundsätzliche Funktionsaufteilung in Führungsaufgaben und Ausführungsarbeiten. Die Führungsaufgaben werden vom Projektleiter wahrgenommen, die Ausführungsarbeiten sind Zeichnern, Technikern, Bauleitern, Innenarchitekten etc. übertragen, wobei allerdings – je nach Umständen – auch letztere partiell Führungsaufgaben übernehmen können.

Es ist möglich, dass in einem grossen und stark arbeitsteiligen Team der einzelne seine Arbeit nur noch isoliert, das heisst losgelöst von den Voraussetzungen und der weiteren Verwendung, erlebt. Zum Teil führt er nur noch aus, was andere an Sitzungen besprochen und entschieden haben. Dadurch verkümmern persönliche Initiative und Motivation so weit, dass auch bescheidene Probleme nicht mehr selbst gelöst werden, sondern träge darauf gewartet wird, dass ein Zuständiger sich darum kümmert. Eine solche Arbeitssituation ist aber nicht die Regel, in einem Grossbüro also nicht

a priori als gegeben anzunehmen. Sie hängt vielmehr von der personellen Konstellation eines Teams, von der Grösse des Objektes und vor allem von dessen Terminalsituation ab.

3. Erfahrung

Vor sechs Jahren bin ich, ausgestattet mit einem nur mageren Säcklein mir zu Gebote stehenden Fachwissens, in die Praxis entlassen worden. Die wesentlichsten Kenntnisse, die ich in meine erste Arbeit einbringen konnte, verdankte ich zudem meinem Praktikumsjahr bei Otto Glaus.

Trotzdem empfand ich es nie als sehr gravierenden Mangel oder gar als unüberwindbares Handicap, dass ich zum Beispiel in konstruktiven, akustischen, belichtungs- und beleuchtungstechnischen Fragen oder im Zusammenhang mit Produkten und Materialeigenschaften so wenig informiert war. Da vermisste ich schon eher eine gewisse Übung im Entwerfen: Es fehlte mir der «gute Strich», eine Palette darstellerischer Tricks und Techniken, ein Fundus gestalterischer und formaler Elemente, ein in Entwurfsdiskussionen entwickeltes Vokabular, das ich zur Begründung eigener Entwurfsentscheide hätte einsetzen können. Aber wie das spezielle Fachwissen lassen sich auch diese Fertigkeiten nachträglich in der Praxis erwerben. Das Grossbüro bietet dabei den Vorteil, sich mit verschiedenen Auffassungen und Meinungen bezüglich einer Entwurfsituation auseinandersetzen zu können.

Ich bin vom Poly ausgezogen, um in der Praxis Antworten auf eine Unzahl offener Fragen und Probleme zu finden, um Verhaltenssicherheit in bautechnischer, konstruktiver, gestalterischer, städtebaulicher etc. Hinsicht zu gewinnen. Dieses Ziel habe ich nicht erreicht.

Ich bin ihm vielleicht nähergekommen, aber die Summe ungelöster Probleme blieb so ziemlich konstant. Die Fragen haben sich allerdings verschoben, sind spezieller geworden, und auch die Problemempfindlichkeit hat sich abgeschwächt, so dass mich ungelöste Probleme nicht mehr so stark belasten.

Architekturausbildung

Gebäude werden von einer Vielzahl von Einflussfaktoren bestimmt, die fast alle einem raschen Wandel unterliegen: Normen und Vorschriften werden immer unübersichtlicher, das Angebot an Baustoffen, Konstruktionen und Bautechniken wird immer grösser, und auch das Karussell technischer Innovationen dreht sich immer rascher. Daher ist es schierer Unsinn, den Studenten reines Spezialwissen einzupauken. Weil es zudem nicht möglich wäre, auch nur annähernd alle zum Architekturganzen beitragenden Spezialfächer mit der erforderlichen Tiefe und Gründlichkeit abzudecken, müsste der Unterricht auf bestimmte Fachgebiete beschränkt bleiben. Was soll dann aber in den Lehrplänen Aufnahme finden, was davon ausgeschlossen bleiben?

In dieser Situation scheint es mir eine der vordringlichsten Aufgaben des Poly zu sein, Ansatzstellen zu einer systematischen Zusammenschau von Erkenntnissen aufzuzeigen und dem Studenten jene verbindlichen Grundbegriffe mitzugeben, die ihm ein späteres Zurechtfinden ermöglichen. Es gilt das Lernen zu lernen. Der Entwurf sollte im Vordergrund stehen, allerdings stärker integriert ins übrige Lehrangebot. Oder umgekehrt: das Fachwissen der übrigen Fächer sollte deutlich auf die Entwurfsaufgaben bezogen sein. Bei weitergehendem Interesse eines Studenten für ein Fachgebiet müsste die Möglichkeit einer Vertiefung

Umgestiegen: von der Architektur zum Film

in diesem Spezialfach bestehen.

Innerhalb einer ganzheitlichen Problemstellung sollte Fachwissen nur gerade soweit (als Pflichtfach) vermittelt werden, als es zum übergeordneten Verständnis von exemplarischer Bedeutung ist.

Weiter halte ich es für wünschenswert, vom starren System des Normalstudienplans abzurücken und die Architekturabteilung nicht mehr als eine auf ein bestimmtes Berufsbild ausgerichtete Berufsschule zu betreiben. Ich bin überzeugt, dass der Ausbildung der jetzt Studierenden ein erheblich verändertes Berufsverständnis zugrunde liegt als noch zu meiner Zeit. Und doch weist uns das Diplom alle als Architekten aus. Wenn innerhalb eines Jahrzehnts Architekten auf unterschiedlich definierte Berufsbilder hin ausgebildet werden, dann sollte dies doch genauso innerhalb eines Ausbildungsganges möglich sein.

Wie an gewissen Fakultäten der Uni könnte sich der Student sein Ausbildungsprogramm aufgrund spezieller Interessen selbst zusammenstellen, was ein motiviertes Lernen bedeutend fördern würde. Auch die Studiendauer könnte variieren; vor allem aber müsste der Student selbst bestimmen können, wann er ein Pflicht- oder Freifach belegen und die Prüfung dazu ablegen möchte. *E.V.*

Genau lässt sich das nicht datieren. Der Keim zum Umsteigen reifte wohl heran während der Tage in Alamogordo, damals 1968, im Hochland von New Mexico, mit Sicht auf die «Trinity site». Da fanden sich Hippies, Wissenschaftler, Aussteiger und Hope Freaks zusammen, «to alloy Structure, Energy, Man and Consciousness». Da gab es Professoren mit mehrfachem Dokortitel aus Stanford, die wollten plötzlich nichts lieber als Schafe züchten.

Als ich mich immer öfter dabei erwischte, meinen Studenten an der University of New Mexico im «Basic Design Course» vom Studium der Architektur abzuraten, da musste ich selbst die Konsequenz ziehen. Seither mache ich Filme.

In der Verklärung der Erinnerung habe ich den Studenten etwa folgende Gründe angegeben: Als Architekt sei man immer Werkzeug der Macht. Die Welt, die man auf dem Zeichenbrett schaffe, könne noch so schön und richtig sein, in der Realität baue man das, was bezahlt und damit befohlen werde. Wenn man das Bodenrecht nicht ändere...

Ganz schön, werden Sie sagen, grosse Worte, aber doch um Gottes willen nicht so simplifizieren. Bitte schön, so einfach ist es, sehen Sie sich doch unsere Städte an.

Vielleicht waren es auch ganz prosaische Gründe, den Beruf zu wechseln: eine Ehekrise etwa oder die Angst, als Universitätsprofessor mit GeländejEEP, einigen Pferden und dem obligaten Ado-behaus im Rio Grande Valley zu enden. Auch erinnere ich mich an eine stark ausgeprägte Abneigung, zum hundertstenmal irgendeiner Bauherrin Türkliniken auszusuchen.

Jetzt mache ich Filme. Seit zwölf Jahren verdiene ich damit meinen Lebensunterhalt: mehr schlecht als recht im kleinen Filmwunderland Schweiz, wo sich Regisseure und Filmautoren gegenseitig auf die Füsse treten. Ich werde oft gefragt, ob ich als Architekt nicht besser verdienen könnte. Als ob es nur das wäre.

Was hat das Studium mir gebracht im neuen Beruf? Das Technische konnte ich getrost vergessen. Was haben wir an der Mutter ETH nicht alles gelernt über

ich getrost vergessen. Was haben wir an der Mutter ETH nicht alles gelernt über das Häuserbauen, Rechnungen angestellt über Stahlbeton und mit dem Kurvenlineal ganze Spaghettilandschaften aufs Papier gezogen, soundsoviel Quadratmeter Beton im Jahr macht soundsoviel Zement mehr aus Wildegg. Auch der Berater von der Backsteinindustrie war da, fest angestellt, mit Lehrauftrag. Nur eines ging vergessen: die Menschen, die in all den Häusern wohnen sollten. Über die haben wir damals wenig gelernt. Das war irgendwie reduziert auf Funktionen: Arbeiten, Wohnen, Erholen – was man halt braucht zum Entwurf von Kaninchenställen.

Etwas aber hilft im neuen Beruf: die Methodik des Denkens und die Technik des Entwurfs. Von der – oi oi oi – wabernden Vision im Kopf zum ausformulierten Ergebnis auf dem Papier: keine Musenküsse, nur Arbeit. Ein Gefühl für die Form. Das Ganze aus Teilen zusammengesetzt, die in sich selbst stimmen müssen und zueinander in definierter Beziehung stehen. Szenen im Film, die verschoben werden, bis sie an ihren Platz fallen. Die Geschichte als Konstruktion wie ein Bauplatz mit seinen Grenzen, mit definiertem Anfang und Ende, Keller und Dach. Der Bau eines komplexen Gebildes mit der Hilfe von Technikern, ohne die das Werk nicht zustande kommt. Der Spass, wenn nach langen Monaten der Arbeit die im Kopf ausgedachte Sache Gestalt angenommen hat. Der Moment der Prüfung, ob Idee und Resultat gegeneinander standhalten. Wenn man im fertigen Bau drinsteht und die Sonne durch die Fenster fällt. Das Mitgehen des Publikums im dunklen Saal, wenn der Film ankommt.

Angefangen hat es im Hochland von New Mexico. Wenn Sie wissen wollen, was die «Trinity site» ist, kann ich Ihnen das Nachschlagen ersparen: Das ist der Ort, wo diese Fritzen die erste Atom-bombe ausprobierten. Die mussten doch herausfinden, ob es auch funktioniert.

In der Architektur haben wir in diesem Jahrhundert schon viel ausprobiert. Die Sachen stehen alle noch. Übernehmen Sie die Verantwortung? Zynismus? Nein, ein Hope Freak. *S.S.*